

P. Georg-D. Menke op, Fastenpredigt 2015

Mainz, 10.03.2015 (18.00 Uhr) – Butzbach, 13.03.2015 (19.00 Uhr)

Reihe: „Menschenwort als Gotteswort – Literaturpredigten“

Titel: „Als die Menschen noch um das Wünschen wussten – Mit Märchen nach Gott fragen“

Es gilt das gesprochene Wort!

Mess-Einführung:

Es sind nicht goldige Geschichten, die uns hier versammeln; Kinderkram oder sogar Lügengeschichten. Bei den Märchen handelt es sich um wertvolle Literatur.

Ähnliche Geschichten stehen auch in der hl. Schrift, z.B. eine Fabel, die Jotamfabel, die wir in der Lesung hören werden; eine Geschichte, in der Tiere und Pflanzen sprechen – eine Geschichte, die hintergründig eine politische Polemik ist.

Als die Menschen noch um das Wünschen wussten – Mit Märchen nach Gott fragen, so ist der Titel. – Herzlich willkommen!

Ich erzähle Märchen und märchenhafte Erzählungen – möglichst unbekannt, auch aus verschiedenen Ländern und Kulturen. Dabei stoßen wir auf bedeutsame Lebenserfahrungen; möglicherweise stoßen wir auch auf Menschenwort als Gotteswort.

Das erste Gemeinsame von Märchen und Glaube ist bereits: Das Wesentliche liegt im Erzählen und in der Begegnung, die wir dabei erleben. Als Glaubende erzählen wir die Botschaft Gottes weiter – und der Glaube ereignet sich in unseren Begegnungen. Das ist hier in der hl. Messe und in der Predigt nur rituell möglich. Versuchen wir es.

Predigt:

1. Es war einmal

- „Es war einmal“ – Geschichten, die so beginnen, klingen goldig und heimelig. Sie sind für kindliches Gemüt geeignet, manchmal sind sie schon auch grausam, sonst aber eher in einer heilen Welt; zu schön, um wahr zu sein.
„Es war einmal“ – geht aber weit darüber hinaus und hat damit wenig gemein. Märchen sind nie harmlos und nett.
- Phantasievoll sind die Märchen schon. Und die Protagonisten der Märchen bewegen sich scheinbar mühelos durch Fern-, Über- und Unterwelten. Sie überschreiten Grenzen. Möglicherweise ist gerade das so reizvoll an den Märchen, während wir doch unsere Grenzen allzu klar erleben.
- Entsprechend erzählen Märchen vom Leben mit all seinen Erfahrungen und Gefahren, von Gefährten, vom Glück und vom Wünschen, vom Unheimlichen und von der Angst. Lebensmut lernt man z.B. nur, wenn man die Angst berührt. Märchen sind eine Schule gegen die Lebens-Angst.

- Märchen sind also nicht deshalb wahr, weil sie passiert sind, sondern weil sie uralte Lebenserfahrungen bewahren, die Menschen nicht vergessen wollten und konnten. Durch lange Zeiten haben sie Lebenserfahrungen verdichtet. Sie definieren das Leben nicht; sie verdichten es in Sinn-Bildern. Es geht nicht um Informationen, sondern um Haltungen. Sie haben einen ästhetischen Genuss und berühren unsere Seele. Das alles macht sie geeignet für eine Predigt.
- In diesen Erfahrungen geht es um die Grundfragen, mit denen auch die Religion und die Kunst z.B. ringen. Märchen sind zwar keine theologischen Abhandlungen oder psychologischen Fallbeispiele, aber doch voll von dem, was unsere „Seele“ belastet, bewegt, erfreut, hält,...
- Die Seele – bekannt in unserem Glauben, in der Seelsorge, in der Mystik unserer kirchlichen Tradition – und stets weiblich – sie muss zu Haus sein. Häufig ist sie weg, in der Fremde, ins „Ausland“ gegangen; wir sind von ihr entfremdet. Da steckt unsere Lebensaufgabe: dass meine Seele bei mir und damit zu Hause ist. In diese Richtung schlägt unsere Sehnsucht, eben unser Wünschen aus.
- Und Sie werden merken, in so einem Märchen steckt viel mehr drin, als die Bruchstücke, die ich hier nenne.

2. Der goldene Schlüssel

Beginnen wir mit einem deutschen Märchen, natürlich von den Brüdern Grimm, das übrigens immer am Schluss der Märchensammlung steht: **Der goldene Schlüssel**

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, musste ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Hause gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bisschen wärmen. Da scharfte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müsste auch das Schloss dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. „Wenn der Schlüssel nur passt!“ dachte er. „Es sind gewiss kostbare Sachen in dem Kästchen.“ Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da. Endlich entdeckte er eins, aber so klein, dass man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel passte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis es vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat. Dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Es wird uns erzählt von einem, der nicht im warmen Haus bleiben kann, sondern hinaus muss. Gemütlich ist das nicht. Wir können am Anfang des Märchens etwas von dieser klirrenden Kälte spüren. Es geht in eine ungemütlich kalte Welt. Und das ist ganz märchentypisch. Märchen sind genauso wenig gemütlich, wie das Evangelium.

1. Immer wieder kommt das Weg-Motiv, Unterwegssein – wie das wirkliche Leben. Der Weg ist zwar nicht das Ziel, aber er hat ein Ziel. Auf

dem Weg sein mit einem Ziel, das hat etwas von Sinn. (Das ist auch sprachlich belegbar; aber wichtiger ist, ob wir es erfahren, für wahr halten, tun.)

Wie wir es aus dem Leben kennen, steht am Anfang eines Weges häufig eine Krise. Das kann ein Unglück sein, ein Mangel, die Erfahrung von Heimatlosigkeit oder Verlorenheit... Es geht immer dadurch – durch die Gefahr, durch das Elend, durch das Wasser, durch die Angst.

Der arme Junge findet in der kalten Winterwelt sein Glück – ganz unerwartet. Und er weiß bei seinem Fund, das Glück zu nutzen. Wo ein Schlüssel ist, da muss auch ein Schloss sein. Dazu muss er aber tiefer graben. Und selbst das bringt für uns Zuhörer noch nicht das Ergebnis, die Lösung, den Reichtum.

Der eigentliche Schatz ist also nicht das Märchen, sondern das, was dann passiert; nämlich, was ich damit mache, was ich lebe, welche Fragen ich stelle und welche Antworten ich (ver-)suche. Vielleicht ist das Kästchen in meinem Leben immer noch nicht vollends aufgeschlossen.

2. Und auch das ist noch nicht alles. Wir könnten meinen: Ein solcher Weg zu Schlüssel und Schatz – das ist ja wie Selbsterkenntnis oder Selbstverwirklichung. Das ist wichtig. Aber dabei stehen zu bleiben ist begrenzt, letztlich fatal. Der eigentliche Schatz führt immer über uns und unsere Möglichkeiten hinaus.

Möglicherweise hilft uns ein Wortwechsel: „Selbstverwirklichung“ hat einen egoistischen Klang. Wenn wir stattdessen „Selbstwerdung“ versuchen, sind wir wirklich auf dem Weg, die Perle, den Schatz zu suchen und zu finden – wie im Evangelium.

3. Richtig spannend erzählt uns dies das Märchen. Wir können die Spannung spüren. Und wir können die Richtung merken, die uns die Bilder des Märchens anbieten. Und wir erahnen etwas von der Gemeinsamkeit zwischen den Märchen und Gottes Botschaft für uns.

Die Märchen erzählen also vom Leben, wie es wirklich ist; vom Unterwegssein, von der Frage nach dem Zuhause, nach der Heimat, vom Sinn und Ziel, von der Anstrengung, genauso vom Scheitern und Untergehen, von der Sehnsucht – also vom Wünschen, von der Freiheit, die das Größte erst möglich macht: die Liebe. Ich reiche nicht aus; ich werde erst im Du. Und die Liebe zu leben, geht nur in Freiheit. Wenn ich Ja sage, müsste auch ein Nein möglich sein. Sonst ist mein Ja nichts wert. – Das hat etwas zu tun mit Gottes großem Ja.

3. Der siebente Vater

Das führt uns zum nächsten Märchen, das aus Norwegen stammt. Es heißt: **Der siebte Vater im Haus**

Es war einmal ein Wanderer, der war schon lange unterwegs. Da kam er zu einem schönen großen Gutshof, so herrschaftlich, es hätte auch ein kleines Schloss sein können. „Hier lässt sich wohl gut Rast machen“, sagte er sich, als er durchs Tor auf den umzäunten Hof kam. Eben da stand ein graubärtiger Alter und hackte

Holz. „Guten Abend, Vater“, sagte der Wanderer, „kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“

„Ich bin nicht der Hausvater hier“, sagte der Graubart, geh in die Küche und sprich mit meinem Vater.“

Der Wanderer ging in die Küche, und da traf er einen noch älteren Mann, der lag auf den Knien vor dem Kamin und blies das Feuer an. „Guten Abend, Vater“, sagte der Wanderer, „kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“

„Ich bin nicht der Hausvater hier“, sagte der Alte, „aber geh nur hinein und sprich mit meinem Vater, der sitzt in der Stube am Tisch.“

Da ging der Mann in die Stube und sprach mit dem, der am Tisch saß. Der war noch viel älter als die beiden andern, er saß da und war ganz zittrig und tattrig, und seine Zähne klapperten, und er las in einem großen Buch, fast so wie ein kleines Kind. „Guten Abend, Vater, kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“, fragte der Mann.

„Ich bin nicht der Hausvater hier“, sagte der zittrige tattrige Alte mit den klappernden Zähnen, „sprich mit meinem Vater, der sitzt da vorn auf der Bank.“

Da ging der Wanderer zu dem Steinalten auf der Bank, der wollte sich grad eine Pfeife stopfen; er war aber so verhutzelt, und seine Hände zitterten so, dass er die Pfeife kaum halten konnte. „Guten Abend, Vater, kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“

„Ich bin nicht der Hausvater hier“, brummte der Hutzelgreis, „sprich doch mit meinem Vater, der liegt da drüben im Bett.“

Also ging der Wanderer zu dem Bett; darin lag einer, der war älter als alt und ganz eingetrocknet, er war kaum größer als ein Kind, und nichts an ihm schien lebendig als nur seine beiden großen Augen. „Guten Abend, Vater, kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“

„Ich bin nicht der Hausvater hier“, hauchte der Alte mit den großen Augen, sprich mit meinem Vater, der liegt da hinten in der Wiege.“

Ja, da ging der Mann also zu der Wiege, darin lag einer, der war uralt und so eingeschrumpft, er war nicht größer als ein Säugling. Und dass er noch am Leben war, konnte man nur an seinen Lippen sehen, die unablässig murmelten. „Guten Abend, Vater. Kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“ Es dauerte lange, bis der Uralte Antwort gab, noch länger, bis er sie über die Lippen brachte: „Ich bin nicht der Hausvater hier. Sprich mit meinem Vater, der hängt in dem Horn an der Wand.“

Da suchte der Wanderer die Wände ab, bis er zuletzt das Horn entdeckte. Und wie er hineinschaute, war nichts darin zu sehen als eine Hand voll Asche, die sah aus wie das Gesicht eines uralten Menschen. Dem Wanderer wurde ganz schlecht vor Angst, und er stammelte: „Guten Abend, Vater, kann ich heut Nacht in Eurem Hause bleiben?“ Da zirpte es oben im Horn, als wäre eine kleine

Meise drin, es war kaum zu verstehen, aber es klang wie: „Ja, mein Kind!“

Und im gleichen Augenblick kam ein Tisch in die Stube gefahren, der war mit den besten Speisen gedeckt, und mit Met, Bier und Branntwein. Und als er geschmaust und getrunken, kam ein Bett hereingerollt, ein gutes Bett mit Rentierfellen. Ja, und da war der Wanderer wirklich froh, dass er am Ende doch noch den rechten Hausvater gefunden hatte.

Es wird aber auch noch erzählt: Bevor der Wanderer sich schlafen legte, habe ihn der Ururalte in dem Horn gefragt, woher er denn komme. „Von Selgjord“, sagte der Mann. „Lass sehen“, zirpte es aus dem Horn, „ob die Männer von dort noch so stark sind wie in den alten Zeiten. Gib mir deine Hand.“ Da gab der zittrige tattrige Alte, der mit dem Buch am Tisch saß, der mit den klappernden Zähnen, dem Wanderer ein Zeichen, er solle dem Hausvater im Horn nicht die Hand geben, sondern eine von den Eisenstangen, die in der Ecke standen. Das tat er auch, und der Ururalte presste die Eisenstange so fest, dass Wasser heraustropfte. „Du hast ja noch Mark in den Fingern“, zirpte es, „aber wenn ich dran denke, wie stark deine Landsleute in den alten Zeiten waren, so ist’s doch nur Schafsmilch.“

Am andern Morgen zog der Wanderer weiter. Und als er sich nach ein paar Schritten noch einmal umdrehte und zurücksah, waren Haus und Hof verschwunden.

Ein seltsames Märchen – fast ein bisschen unheimlich. Es erinnert uns daran, wie wichtig es ist, Geduld zu haben. So etwas wie – viele Generationen von Menschen – lernt der Wanderer kennen; er wird gefragt nach dem woher und dem wohin. Lange Zeiten, überraschende Kräfte und ein Ort zum Bleiben treten zutage. Endlich, endlich hört er die Worte „Ja, mein Kind!“, ganz leise, eher gezirpt, befreiend.

1. So viele Botschaften können Menschen in sich tragen; manchmal sind es schlimme Sätze und Zeichen. Wenige bringen aus ihrer Kindheit ein uneingeschränktes „Ja“ mit.

Ich kann an meiner vielleicht schlimmen Kindheit nichts mehr ändern. Aber ich kann gegen die Verzweiflung erzählen von der Sehnsucht nach dem großen „Ja“, und von der Hoffnung, dass diese Sehnsucht nicht absurd ins Leere läuft. Wir erinnern uns an Gottes Schöpfung, der sah, dass es gut war. Und wir erinnern uns an den Anfang des Joh. evgl. „Im Anfang war das Wort“. Eben Gottes Ja für diese Welt.

Diese Ur-Kunde Gottes für diese Welt und für uns alle vermag meine Haltung zu verändern; darin kann ich erwachsen.

2. Und wir wissen: Die Geduld, die wir dafür brauchen, ist beileibe nicht einfach; aber wir brauchen sie. – Beim Besuch eines alten und kranken Menschen, bei dem wir das Gefühl haben, es bringt nichts, niemand kann sich mitteilen,... Wie wichtig kann mein Aushalten, mein Handhalten, mein Erzählen, auch mein Beten sein... – Mit Gott brauche ich Geduld, wenn er sich nicht so schnell und so deutlich zeigt, wie ich es

gerne hätte. – Mit mir und mit anderen brauche ich Geduld, wenn sich die Dinge nicht so entwickeln, wie ich es erwarte.

Kein Märchen ist direkt und unmittelbar Psychologie, Philosophie, Theologie. Märchen haben vielmehr etwas Absichtsloses – außer, dass sie Mut machen wollen. Anders als Fabeln (wie die Lesung aus dem Buch der Richter), sind sie nicht erziehend, nicht belehrend.

Vielmehr geht es ihnen um Lebenserfahrung, um das Werden und Wachsen, um die Seele – wie beim „Goldenen Schlüssel“. Wenn wir sensibel sind, entdecken wir etwas von Gottes Wort und Botschaft darin.

3. Weiter: Auch Wunder kommen vor. Das Wunder ist nichts anderes als die erstaunliche Erfahrung, dass sich etwas ändern kann. Sogar ich kann mich ändern.

In aller Verzweiflung und Angst halten die Märchen die Sehnsucht nach einer heilbaren Welt aufrecht. Besonders ist dabei die Sehnsucht nach dem: Du bist erwünscht! Du bist wichtig! Du wirst erwartet! So machen die Märchen – ohne Garantien und Patentrezepte – Mut, mein Leben zu wagen.

4. Das Glück des Tagelöhners

Das dritte und letzte Märchen ist aus Armenien.

Es heißt: **Das Glück des Tagelöhners**

Es war einmal ein armer Tagelöhner, der lebte glücklich und zufrieden mit seiner Frau und seinen Kindern in einem kleinen Haus am Rand des großen Waldes. Er fällte Bäume, hackte Holz, schnitt Bretter zu und verdiente so sein tägliches Brot. Das war eine schwere, mühsame Arbeit, viel Schweiß für wenig Lohn, und doch klang am Abend meist Lachen und Singen aus dem kleinen Haus, so dass die Leute sich verwunderten.

Auch der König, der auf dem Weg zum Schloss oft an dem kleinen Haus vorbeikam, hörte das Singen und Lachen. Erst war auch er verwundert, dann verärgert, schließlich war er ganz empört: „Was haben Tagelöhner zu lachen?“ Und er schickte seine Soldaten zu dem kleinen Haus.

„Höre, Holzhacker“, sagte der Hauptmann der Soldaten, „dies befiehlt dir unser Herr, der König: Fülle bis zum Morgengrauen fünfzig Sack mit Sägemehl, und schaffst du das nicht, so seid ihr alle des Todes, du, deine Frau und deine Kinder!“

Der Tagelöhner erschrak. „Fünfzig Säcke Sägemehl! In einer Nacht! Das kann kein Mensch schaffen. Ach, wir sind verloren.“ Seine Frau aber tröstete ihn und sprach: „Mein Lieber, wir haben ein gutes Leben gehabt. Wir hatten uns und unsere Kinder, wir hatten Freunde und Freude genug. Die fünfzig Säcke können wir doch nie bis zum Morgen füllen. Darum lass uns in dieser Nacht noch einmal unser glückliches Leben feiern, mit unseren Kindern und Freunden. So, wie wir gelebt haben, wollen wir auch dem Tod entgegengehen.“

Und sie riefen ihre Kinder und luden ihre Freunde ein und feierten in dieser Nacht noch einmal ein Fest, sangen und lachten und waren glücklich bis zum Morgengrauen. Dann schliefen die Kinder ein, und die Freunde gingen, einer nach dem andern, und dann war der Tagelöhner allein mit seiner Frau.

Schweigend standen sie am Fenster und warteten auf die Morgensonne. Und da überfiel sie die Traurigkeit.

„Nun ist es aus mit uns“, sagte die Frau, „ach, es ist schwer, das Leben zu lassen, wenn es so glücklich war.“ „Lass gut sein“, sagte der Mann, „es ist doch besser, dankbar für all unser Glück zu sterben, als weiterzuleben in ständiger Angst und Traurigkeit.“

Da klopfte es an der Tür. „Das werden die Männer des Königs sein“, sagte der Tagelöhner. Noch einmal umarmte er seine Frau, dann machte er die Tür weit auf. Draußen stand der Hauptmann des Königs. Nur zögernd trat er über die Schwelle, und lange schwieg er.

„Höre, Holzhacker“, sagte er dann, „schneide zwölf Eichenbretter für einen Sarg. In dieser Nacht ist der König gestorben.“

Es ist kein Zaubermärchen, vielmehr ist es ein Märchen voller Weisheit. Auch „Das Glück des Tagelöhners“ hat keinerlei erzieherische Absicht. Ein solches Weisheitsmärchen erklärt sich in unserem Inneren von selbst, ohne dabei banal zu sein – mit der überraschenden und befreienden Pointe. – Ich versuche dennoch drei Anmerkungen:

1. Es gibt einen Unterschied zwischen Gelassenheit und Lässigkeit oder Nachlässigkeit. Die Gelassenheit des Tagelöhners ergeht sich weder in ewiger Klage und Nörgelei, noch in dem Frust „Man kann ja doch nichts tun“, wie wir es häufig kennen und erleben. Eigentlich ist die Lage hoffnungslos. Er schaut auf das einzig Mögliche und Notwendige. Diese Haltung kann uns auch an Papst Franziskus erinnern – eine Botschaft und vor allem ein Leben ohne Hochmut und Überheblichkeit.
2. Interessanterweise stecken in jedem Menschen, und mag er noch so tief unten, im Sumpf und in einer vertrackten Situation sitzen, so viele Energien, die es lediglich zu heben gilt. Dafür braucht es aber einen Menschen. Bedeutsam ist das Wechselspiel von Frau und Mann in diesem Märchen: Wenn der eine schwach ist, ist der andere stark. Es braucht die Erinnerung an die vorhandenen Energien. Das ist häufig wenig spektakulär; das sind keine riesigen Veränderungen oder Schritte. Der Tagelöhner erinnert sich an den Grund seines Vertrauens.
3. „Schweigend standen sie am Fenster und warteten auf die Morgensonne. Und da überfiel sie die Traurigkeit.“ – Das ist wie ein Bild von Ostern. So leben österliche Menschen: Den Ärger, die Angst, die Traurigkeit nicht ausblenden, und dennoch – oder genau so – am Fenster stehen und auf die Morgensonne warten.

5. Du bist – Werde

Am Ende steht für die Gemeinsamkeit zwischen Märchen und Gottes Botschaft für uns – das, was ein Theologe einmal als Zusammenfassung des

Glaubens auf den Punkt gebracht hat: Du bist geliebt. Werde ein Liebender!

Ganz kurz, ganz schlicht, und dennoch so anspruchsvoll. So viel in unserem Leben spricht dagegen – an Erlebnissen, Botschaften, Schicksalsschlägen,...; es spricht aber auch eine Menge dafür, dass wir Geliebte sind – vor allem Gottes verlässliches Wort.

Dann ergibt sich nahe liegend die Konsequenz: Werde ein Liebender. Wenn wir dieser Verheißung trauen, diese Haltung versuchen, dann erfüllen sich alle unsere Wünsche – ob sie sich genau so erfüllen, wie wir es gewünscht haben – das sei dahingestellt.

Amen.

Quellen der Märchen

Der goldene Schlüssel: Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand. Herausgegeben von Heinz Rölleke. Stuttgart 1991-1995, Bd. 2, S. 429-430.

Der siebte Vater im Haus: Nach: P. Chr. Asbjørnsen / Jörgen Moe, Samlede Eventyr, Bd. 1, Oslo 1995, und: Die Kormorane von Utströt, Norwegische Märchen, Stuttgart 1965; Erzählbearbeitung: Heinrich Dickerhoff.

Das Glück des Tagelöhners: Mündliche Überlieferung aus Armenien; Erzählbearbeitung: Heinrich Dickerhoff.